

Interview des Tageblatt vom 23. Mai 2012, geführt von Claude Wolf

35 Jahre SOS Détresse

„Et geet mer net gutt. Ech ginn net mei eens.“ - 3.000 Mal pro Jahr werden die 40 Mitarbeiter von SOS Detresse mit diesem oder einem ähnlichen Hilfeappell konfrontiert. Sieben Tage die Woche nehmen sie zwischen 15 und 23 Uhr Anrufe von Menschen entgegen, die mit ihrem Leben nicht klarkommen, in einer akuten oder anhaltenden Krise stecken und mit jemandem reden wollen. Eine Stunde lang dauert das Gespräch in der Regel. *„Meist reden die Anrufer. Wir intervenieren sehr wenig“*, sagen die Telefonhelferinnen. Sie bleiben bewusst im Hintergrund. *„Es geht nicht um uns.“*

Langweilen tun sich die Männer und Frauen am Sorgentelefon während ihrer vierstündigen Schicht nicht. Mehr als an vielen anderen Orten macht sich die Krise hier bemerkbar. Armut ist eine große Sorge geworden, immer mehr Menschen wissen nicht, wie sie finanziell über die Runden kommen sollen. Einsamkeit, Stress, Beziehungsprobleme und unverarbeitete Schicksalsschläge sind weitere Anliegen. Immer häufiger tauchen Suchtprobleme auf. Es ist einfacher, sich anonym am Telefon anzuvertrauen, als jemandem gegenüberzutreten.

„Hören, was niemand hören will“

„Wir sind Zuhörer, keine Therapeuten“, betont Marcelle Walsch. SOS Detresse bietet ein offenes Ohr für Notrufe. Die Mitarbeiter haben auch eine Liste der Anlaufstellen, wo Menschen in Not Hilfe bekommen können. Sie selbst sind keine ausgebildeten Therapeuten oder Pfleger, sondern Männer und Frauen, die zusätzlich zu ihrem Berufs- und Familienleben Zeit und Energie bereitstellen, um anderen zu helfen. Sie sind der menschliche Kontakt, der in unserer Gesellschaft häufig verloren geht, ein Zuhörer ohne Werturteil. *„Wir hören, was niemand hören will.“*

Auf ihren aktiven Dienst werden die Helfer ein Jahr lang, drei Stunden die Woche, in Arbeitsgruppen und Wochenendseminaren vorbereitet. Von den 60 Interessenten, die eine Ausbildung beginnen, machen etwa 15 bis 20 später Telefondienst.

Das stramme Lernpensum, die Abend- oder Nachtschichten, die harten Schicksale, mit denen sie konfrontiert werden, machen einigen Bewerbern Angst. Andere wollen nicht in der Anonymität arbeiten und schließen sich lieber einer in der Öffentlichkeit tätigen Gruppe an.

Die Gruppe macht stark

Die Mitarbeiter von SOS Detresse sollen bei der Einführung in den Dienst in erster Linie sich selbst kennen lernen. Sie bauen eine Gruppe auf, die gewissermaßen als Blitzableiter funktioniert.

Sie bietet einerseits ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl und andererseits ihren Mitgliedern das offene Ohr, das auch sie manchmal brauchen, um besonders schwere Situationen zu verarbeiten.

Persönliche Kontakte zu den Anrufern dürfen nicht entstehen. Namen werden auf beiden Seiten nicht genannt, selbst wenn man im Lauf der Jahre die Stimmen erkennt.

Beziehungen werden auch dadurch erschwert, dass keiner weiß, wer wann am Telefon Dienst macht. In der Regel ist jeder der 40 Freiwilligen zwei bis dreimal pro Monat dran. Wird ihnen die Situation zu schwer, dürfen sie eine mehrwöchige oder auch mehrmonatige Auszeit nehmen. *„Uns liegt das psychische Wohlbefinden unserer Helfer am Herzen“*, so Marcelle Walsch.

„Wir haben das Gefühl, genauso viel zu bekommen, wie wir geben“

Die Helfer machen auch nach der Ausbildung nicht nur Telefondienst, sondern treffen sich regelmäßig in der Arbeitsgruppe, um gewisse schwere Fälle mit Hilfe der zuständigen Psychologen aufzuarbeiten.

Dreimal im Jahr steht eine obligatorische Weiterbildung an. Manchmal wird aber auch einfach nur gelacht, ein Kaffee getrunken und geplaudert. *„Die Gruppe gibt uns Stärke. Wir haben das Gefühl, genauso viel zu bekommen, wie wir geben“*, sagen die einzelnen Mitarbeiterinnen. Eine schöne Formulierung für einen harten Job, für den sie nicht bezahlt werden. Motivierend sei auch das Dankeschön einer Person, die ihre Lebenskrise überwinden konnte. Das beweise, dass die Arbeit einen Sinn hat, und Sorge wieder für neue Motivation.

Quelle: Tageblatt vom 23. Mai 2012